

Aktuelle Themen und
Grundsatzfragen der Sozialen Arbeit

Gabriele Fischer | Peter Hammerschmidt |
Gerd Stecklina (Hrsg.)

Rassismus und Soziale Arbeit

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-9444-2 Print
ISBN 978-3-7799-9445-9 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-9446-6 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Satz: le-tex xerif
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort der Reihenherausgeber	7
Einführung: Rassismus und Soziale Arbeit <i>Gabriele Fischer, Peter Hammerschmidt und Gerd Stecklina</i>	9
Institutioneller Rassismus Eine Einführung in theoretische Ansätze und empirische Befunde <i>Juliane Karakayalı</i>	38
Der soziale Raum des Rassismus <i>Çağan Varol</i>	55
Weißsein als unmarkierte Norm? Eine Kritik an hegemonialen Machtverhältnissen mit der Perspektive der kritischen Weißseinsforschung <i>Carolin Küppers</i>	76
Rassismus in und durch Soziale Arbeit <i>Claus Melter</i>	98
Perspektiven und Herausforderungen rassismuskritischer Sozialer Arbeit Der Fall Aliya <i>Astride Velho</i>	115
Erinnern an Todesopfer rechter Gewalt – (k)ein Thema für die Soziale Arbeit? <i>Gabriele Fischer</i>	133
Vom Antijudaismus zum Antisemitismus <i>Juliane Sagebiel und Gerd Stecklina im Gespräch</i>	153
Autor:innenangaben	176

Vorwort der Reihenherausgeber

Der vorliegende Band ist der neunte in der Reihe „Aktuelle Themen und Grundsatzfragen der Sozialen Arbeit“ der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München. Die neuaufgelegte Reihe möchte aktuelle Themen und Grundsatzfragen der Sozialen Arbeit aufgreifen und durch fundierte Beiträge zu jeweiligen Schwerpunktthemen, die regelmäßig von mehreren Autor:innen aus unterschiedlichen Perspektiven ausgeleuchtet werden, der Fachöffentlichkeit präsentieren und zur Diskussion stellen.

Die Reihe dokumentiert zugleich die Themen und Beiträge des Colloquiums Soziale Arbeit, das die Herausgeber:innen seit dem Sommersemester 2009 – bis zum Sommersemester 2019 Peter Hammerschmidt und Juliane Sagebiel, ab dem Sommersemester 2020 Peter Hammerschmidt und Gerd Stecklina – jährlich an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München durchführen. Hierzu sind Kolleg:innen anderer Hochschulen eingeladen, ihre Expertise als Referent:innen und Mitdiskutant:innen in die Fachdiskussion der Fakultät und in den weiteren Kreis der Teilnehmer:innen des Colloquiums mit einzubringen. Mit der Aufnahme dieser Beiträge in unsere Schriftenreihe möchten wir der interessierten Fachöffentlichkeit verschiedene Perspektiven zum Gegenstand des jeweiligen Bandes zugänglich machen und zur Diskussion stellen. Die Schriftenreihe richtet sich vor allem an Lehrende, Praktiker:innen und Studierende der Sozialen Arbeit sowie an alle an der Sozialen Arbeit Interessierten.

München, im Januar 2026
Peter Hammerschmidt und Gerd Stecklina

Einführung: Rassismus und Soziale Arbeit

Gabriele Fischer, Peter Hammerschmidt und Gerd Stecklina

1. Einleitung

Rassismus in seinen unterschiedlichen Varianten, Ausprägungen und Folgen nimmt hierzulande zu und wird auch immer offensichtlicher. Offensichtlicher in dem Sinne, dass er mittlerweile stärker Thema in gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen ist; für die davon unmittelbar Betroffenen war er stets offensichtlich. Begleitet wird dies von Diskussionen in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft, wie dem entgegenzuwirken sei. Dabei ist auch in der Wissenschaft kontrovers, was überhaupt unter Rassismus zu verstehen sei. Dieser Frage geht der vorliegende Sammelband nach, wobei verschiedene Definitionen und Varianten von Rassismus zur Diskussion gestellt werden. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft kommt nicht ohne eine Auseinandersetzung mit Rassismus aus, weil Adressat:innen Sozialer Arbeit Rassismus erleben, Adressat:innen denken und handeln rassistisch und Fachkräfte der Sozialen Arbeit sind selbst in einer rassistischen Gesellschaft sozialisiert worden, sodass auch sie in ihrer Praxis rassistisch denken und handeln können oder sie haben selbst Rassismuserfahrungen und müssen mit diesen auch in ihrer Berufspraxis einen Umgang finden. Zu thematisieren sind darüber hinaus die Fragen nach institutionellem Rassismus in und durch die Soziale Arbeit selbst sowie die nach Möglichkeiten von rassismuskritischer Sozialer Arbeit.

Im Rahmen dieser Einführung werden wir zunächst unterschiedliche theoretische Zugänge zum Thema Rassismus vorstellen (Kap. 2) und nach knappen grundsätzlichen Ausführungen zur Sozialen Arbeit (Kap. 3) zu der dann etwas ausführlicheren Darstellung der hier schon knapp angesprochenen Bezüge von Sozialer Arbeit und Rassismus übergehen (Kap. 4). Die Einführung schließt mit der Vorstellung der weiteren Beiträge in diesem Band (Kap. 5).

2. Rassismus – was ist das eigentlich?

In Deutschland ist die Auseinandersetzung mit Rassismus und damit auch die Forschung zu Rassismus ein relativ neues Feld. Entsprechend hinkt die Theoriebildung weit hinter dem internationalen Wissenschaftskontext hinterher (Bojadžijev 2018).

Zwischenzeitlich existieren empirische Forschungen zu rassistischen Verhältnissen in Deutschland. Dazu gehören beispielsweise regelmäßige repräsentative

Erhebungen wie die der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, der Afrozensus, der vor allem den Anti-Schwarzen Rassismus in den Blick nimmt, oder der nationale Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa). In den sogenannten Mitte-Studien wird bereits seit einem längeren Zeitraum erhoben, welche Einstellungsmuster in der bundesdeutschen Gesellschaft vorherrschen. Dabei werden auch unterschiedliche Rassismen abgefragt. Auch für die Soziale Arbeit liegen inzwischen Untersuchungen vor, die auf Rassismus in und durch die Soziale Arbeit verweisen. Ein Teil davon wird in den in diesem Buch versammelten Texten aufgeführt.

Grundlegende theoretische Konzeptionalisierungen kommen hingegen vor allem aus dem englischsprachigen Raum, wo die Verbindung zum Kolonialismus als zentral gilt. In diesem Kapitel gehen wir zunächst auf die Spezifik der deutschen Begriffsverwendung von Rassismus ein (Kap. 2.1), stellen dann aus unserer Sicht grundlegende Rassismustheorien vor (Kap. 2.2 und 2.3), wobei uns klar ist, dass dies nur sehr knapp einführend sein kann. Anschließend (Kap. 2.4) führen wir die kritische Weißeinsforschung ein und diskutieren im letzten Kapitel (Kap. 2.5) das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus.

2.1 Rassismus – eine kurze Zeitgeschichte der Verwendung des Begriffs in Deutschland

In Deutschland hat es ziemlich lange gedauert, bis der Begriff Rassismus Teil des gesellschaftlichen Diskurses wurde und noch immer wird Rassismus oft nicht als solcher benannt. Astrid Messerschmidt (2011, S. 59 f.) führt dies darauf zurück, dass Rassismus an die extreme Rechte externalisiert und nicht als gesamtgesellschaftliches Phänomen verstanden wird. Sie sieht dabei einen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Bezugnahme auf den historischen Nationalsozialismus. Rassismus werde in Deutschland mit der NS-Rassenpolitik in Verbindung gebracht, die als vergangen historisiert wird. Rassismus wird somit in Deutschland als ein historisches Problem wahrgenommen, das in dieser Form als überwunden gilt. Astrid Messerschmidt schlägt daher – in Analogie zu „post-kolonial“ – den Begriff der „postnationalsozialistischen“ Gesellschaft vor. Gemeint ist damit eine Gesellschaft, die nach dem Nationalsozialismus besteht, in die aber diese Geschichte noch hineinwirkt – was sich unter anderem an der Historisierung von Rassismus und dem damit verbundenen Nicht-Benennen von Rassismus zeigt. Birgit Rommelspacher nennt zudem die noch wenig anerkannte und aufgearbeitete Kolonialgeschichte Deutschlands als Grund für die Dethematisierung von Rassismus im deutschen Diskurs (Rommelspacher 2011, S. 33 ff.).

In West-Deutschland haben zunächst Begriffe wie Ausländerfeindlichkeit oder Fremdenfeindlichkeit den Diskurs geprägt. Mark Terkessidis verortet das Aufkommen des Begriffs „Ausländerfeindlichkeit“ in den 1970er Jahren, den

Zeitraum, in dem die Anwerbeabkommen zu einem Ende kamen (Terkessidis 2004, S. 15 ff.). Die damalige Bundesregierung wollte aufgrund des geringeren Arbeitskräftebedarfs nach der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1970er Jahre möglichst viele Arbeitsmigrant:innen in die Herkunftsländer zurückschicken. Von den ca. 14 Millionen Arbeitsmigrant:innen kehrten ca. 12 Millionen in ihre Herkunftsländer zurück. Da die Migrationspolitik der BRD von vorneherein nicht vorsah, Arbeitsmigrant:innen eine dauerhafte Lebensperspektive in Deutschland zu bieten – das zeigt sich bereits an der Bezeichnung als „Gastarbeiter:innen“ – wurde ihnen, anders als in anderen europäischen Ländern in der damaligen Zeit, auch nie die Möglichkeit einer Staatsangehörigkeit in Aussicht gestellt. Trotzdem sind viele Migrant:innen geblieben. Migrationspolitisch wurden diese auf verschiedenen Wegen problematisiert und kriminalisiert.

Es wurden zahlreiche Gesetze erlassen und Maßnahmen entwickelt, die Migration und Migrant:innen problematisierten und ihnen den Alltag erschwerten. Im westdeutschen Diskurs zeigt sich, so Terkessidis, eine dauerhafte Dramatisierung der vermeintlich negativen Folgen der Migration, die den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt zu der Aussage brachte, es sei ein Fehler gewesen, so viele „Ausländer“ ins Land zu lassen (Terkessidis 2004, S. 16).

Terkessidis analysiert die beiden Begriffe „Ausländerfeindlichkeit“ und „Fremdenfeindlichkeit“ sowie deren Verwendung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs. Er weist nach, dass beide Begriffe selbst die Dichotomie von Ausländer:innen und Inländer:innen sowie den Eigenen und den Fremden reproduzieren.

Eine begriffliche Verwirrung zeigt sich bei der Verwendung des vom statistischen Bundesamt lange verwendeten Konzepts des „Migrationshintergrunds“ (2005–2021). Im Jahr 2005 führte das Statistische Bundesamt dieses Konzept ein, um die statistische Erfassung von Migration zu vereinheitlichen. Bis zu diesem Zeitpunkt lag keine einheitliche Definition vor, sodass eine statistische Vergleichbarkeit von Daten nicht gegeben war (Schwenken 2018). In der Definition des Statistischen Bundesamts hatte eine Person dann einen Migrationshintergrund, „wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde. Im Einzelnen umfasst diese Definition zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländerinnen und Ausländer, zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte, (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler sowie die als Deutsche geborenen Nachkommen dieser Gruppen“ (Statistisches Bundesamt 2021, o. S.).

Damit war also die eigene Staatsangehörigkeit oder die der Eltern ausschlaggebend für die Definition von Migrant:innen. Im gesellschaftlichen Diskurs hat sich jedoch der Begriff Migrationshintergrund von dieser statistischen Definition wegbewegt und verselbstständigt. Er tauchte nicht mehr nur als definitorische Grundlage für die statistische Erfassung von Migration im Diskurs auf, sondern entwickelte sich zunehmend als Begriff zur Problematisierung von Migra-

tion. Entsprechend wurde das Konzept auch verwendet, um soziale Ungleichheit und Diskriminierungserfahrungen zu messen, was eine Vermischung von Rassismus und Migration zur Folge hatte. Denn auch eine weiße Person, die aus den USA nach Deutschland migriert ist, hat in dieser Definition Migrationshintergrund, aber keine Rassismuserfahrungen. Studien zeigen zudem, dass Personen mit statistisch zugeschriebenem Migrationshintergrund sich selbst nicht immer als Migrant:innen bezeichnen. Gleichzeitig korreliert die Zuschreibung eng mit Rassismuserfahrungen (vgl. z. B. Nesterko et al. 2024). Es entwickelte sich seit den 2010er Jahren Kritik an dem Konzept des Migrationshintergrunds mit Bezug genau auf diese beiden Aspekte: Die Zuordnung als Migrant:innen solle auf der Basis von Eigendefinitionen der Personen selbst erfolgen und nicht als Fremdzuschreibung und Diskriminierungserfahrungen sollten nicht mit Migrationserfahrungen vermischt, sondern gesondert erfasst werden (vgl. z. B. Supik 2014, 2016). Linda Supik verweist in ihrer kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept des Migrationshintergrunds dabei auch auf die machtvolle und ordnende Wirkung von Kategorisierungen.

Im Jahr 2021 änderte das Statistische Bundesamt die Definition von Migration und legte den Fokus auf Migrationserfahrung. Eingeführt wurde in die statistische Erfassung der Begriff der „Einwanderungsgeschichte“. Migration umfasst in der neuen Definition „alle Menschen, die entweder selbst (Eingewanderte) oder deren beide Elternteile (Nachkommen von Eingewanderten) seit 1950 in das heutige Gebiet Deutschlands eingewandert sind“ (Statistisches Bundesamt 2021, o. S.). Im Fokus liegt somit nicht mehr die Staatsangehörigkeit, sondern die tatsächliche Migrationsgeschichte. Damit reagierte das Statistische Bundesamt auf die Kritik, wenngleich damit nicht alle kritischen Aspekte gelöst sind. Nach wie vor wird eine bestimmte Migration problematisiert und dies in immer stärkerem Ausmaß.

Für den deutschen Diskurs lässt sich also feststellen, dass die Auseinandersetzung mit Rassismus sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich aus den eben skizzierten Gründen noch in den Anfängen steckt. Die Historisierung von Rassismus in die Zeit des Nationalsozialismus und die bislang noch ausstehende Bearbeitung der deutschen Kolonialgeschichte tragen zur Dethematisierung von Rassismus bei. Die Konstruktion von Migration als Bedrohung und die Integrationsanforderungen an migrantisierte Personen lassen sich als rassistische Praxis identifizieren, die zudem dazu führt, dass Migration und nicht Rassismus problematisiert wird (pointiert bereits bei Terkessidis 2004). Dies zeigt sich in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen – auch in der Sozialen Arbeit.

2.2 Rassismus und Kolonialismus

Für die Analyse von Rassismus, seinen Erscheinungsformen, seiner Reproduktion und seiner Veränderung bedarf es theoretischer und begrifflicher Konzeptualisierung. An dieser Stelle kann keine systematische Einführung in Rassismustheorien erfolgen. Vielmehr ist das Ziel dieses Abschnitts, anhand ausgewählter Theorien einen Einblick in die theoretischen Auseinandersetzungen zum Thema Rassismus zu gewähren und damit zu einer weiteren Lektüre der einzelnen Texte in diesem Buch, aber auch der Theoretiker:innen selbst anzuregen.

Das Wissen um Rassismus und die Theoriebildung in diesem Kontext sind eng verbunden mit biografischen Erfahrungen von Rassismus und sozialen Bewegungen, die sich gegen rassistische Unterdrückung wandten – sei es im Rahmen der Unabhängigkeitsbewegungen in den ehemals kolonisierten Gebieten oder in den Schwarzen Bürgerrechtsbewegungen. Ein sehr frühes Beispiel dafür ist Sojourner Truth. Sie war selbst lange versklavt, entkam der Versklavung und wurde eine wichtige Aktivistin des Abolitionismus in den USA. Bei der Ohio Woman Convention 1851 in Acron war sie die einzige Schwarze Frau des Kongresses. Sie ergriff das Wort und hielt eine Rede, die mittlerweile als „Ain’t I a Woman“-Speech bekannt wurde. Sie erklärte dort, dass sie als versklavte Frau genauso arbeiten musste und konnte wie ein Mann und ihr deswegen dieselben Rechte zustehen. Sie machte deutlich, dass die Menschheit ohne Frauen nicht existieren würde und ihnen deswegen dieselben Rechte zustünden (Truth 2019; Biography.com Editors 2021). Es war das erste Mal in der Geschichte der Frauenbewegung, dass eine Schwarze Frau mit Bezug auf ihre Erfahrungen der Versklavung für Frauenrechte eintrat. Der Aktivismus von Sojourner Truth, ihr Denken und Handeln, waren zentrale Fundamente für Schwarzen Feminismus in den USA, der auf die spezifische Situation von Schwarzen Frauen in den USA hinwies (Collective 1977). Nicht zuletzt aus diesem Aktivismus heraus resultierte das theoretische Konzept der Intersektionalität, das auf die Verschränkung von unterschiedlichen Herrschaftsverhältnissen wie Rassismus, Sexismus und Kapitalismus hinweist (Walgenbach 2012; Winker/Degele 2010; Frühauf 2017).

Es zeigt sich also eine Wechselwirkung zwischen den spezifischen Erfahrungen von rassistischer Unterdrückung, deren kritische Verarbeitung und Artikulation im gesellschaftlichen Diskurs sowie die Entwicklung wissenschaftlicher und theoretischer Konzepte. Dabei werden, wie Nikita Dhawan und Maria do Mar Castro Varela (2015, S. 17ff.) argumentieren, zwei Anknüpfungspunkte relevant: zum einen die Geschichte der Unterdrückung und der widerständige Kampf dagegen und zum anderen das grundlegende Infragestellen und „Revolutionieren“ (ebd.) etablierter, hegemonialer westlicher Diskurse, die bis dahin als universell angenommen wurden.

Ein Beispiel hierfür sind die Arbeiten von Stuart Hall, die im Kontext der kritischen Rassismusforschung wichtige Bezugsgrößen sind. Stuart Hall, geboren

1932, wuchs in Jamaica auf, als es noch eine britische Kolonie war. Mit einem Stipendium kam er zum Studium der Soziologie nach London und begann dort – auch im Austausch mit anderen Studierenden aus kolonisierten Regionen – eine kritische, theoretische Auseinandersetzung mit der Kolonialisierung und dem British Empire. Er war Mitbegründer des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham und entwickelte gemeinsam mit seinen Kolleg:innen dort zentrale Gedanken über die Frage der kulturellen Differenzierung und Unterdrückung in einer Zeit, in der nach dem Ende des Nationalsozialismus der biologische Rassebegriff wissenschaftlich weitgehend diskreditiert war (z. B. Bojadžijev 2018). Hall gilt als Begründer der cultural studies und setzte sich kritisch mit dem Kulturbegriff auseinander. Im Fokus seiner Analyse lag das Verhältnis von Kultur, Macht und Identität. Dabei war sein Ausgangspunkt immer eine gesellschafts- und kapitalismuskritische Perspektive. Er nahm die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um das Konzept „Rasse“ und Rassismus als Ausgangspunkt für seine ideologiekritischen Analysen zu ökonomischen und politischen Krisen und Dynamiken der Reproduktion von Macht. Es ging ihm und seinen Kolleg:innen des CCCS also darum, Rassismus als konstitutiv für kapitalistische Gesellschaft anzusehen. Damit muss Rassismus, so die Schlussfolgerung, auch grundlegend in die Analysen gesellschaftlicher Verhältnisse einbezogen werden.

Stuart Hall prägte den Begriff der Repräsentation und damit die Frage, wer wie in gesellschaftlichen Diskursen repräsentiert ist und welche Auswirkungen das auf Machtverhältnisse hat. In seinem Aufsatz „The west and the rest“ (Der Westen und der Rest) (Hall 1994) rekonstruiert er beispielsweise, wie das kulturelle und ideologische Konzept des *Westens* in Abgrenzung zu allem anderen in der Welt konstruiert wird. Dabei zeichnet er nach, mit welchen Wissensformen, wann und durch welche gesellschaftliche Akteur:innen bestimmte, als Kultur bezeichnete soziale Phänomene als „westlich“ homogenisiert wurden. Dies geschah und geschieht unter anderem in Abgrenzung zu dem als „nicht-westlich“, abweichend und anders gekennzeichnete Repräsentationen. Stuart Hall legte damit eine Analyse vor, die einerseits den Rassismus aufzeigt, der in der Konstruktion des „Westens“ liegt, gleichzeitig stellte er damit das hegemoniale und machtvolle Selbstbild des Westens als universeller positiver Bezugsrahmen infrage. Diese machtvollen Unterteilungen in den Westen und den Rest der Welt schreiben sich ein in Selbstverständnisse, Identitätskonstruktionen und soziale Praktiken, die diese Differenzierung immer wieder herstellen. Auch in gegenwärtigen rassistischen Diskursen wird die positive Bezugnahme auf „den Westen“ als Abgrenzungs- und Abwertungsfolie verwendet, genau damit wird eine diffuse Vorstellung dessen, was der Westen sein soll, durch rassistische Wissensproduktionen reproduziert und aktualisiert.

Auch Edward Said geht Fragen der Repräsentation und der Macht des Wissens nach. In seinem Werk *Orientalism* aus dem Jahr 1978 zeichnet er nach, wie

der westlichen Kolonialherrschaft auch über Repräsentationen, Projektionen und vermeintliche wissenschaftliche empirische Forschung den Orient konstruierte und in Abgrenzung davon aber auch die westlichen Kolonisatoren mit hergestellt und deren gewaltvolles Vorgehen legitimiert wurden (für einen Überblick siehe Castro Varela / Dhawan 2015, S. 91 ff.). Als orientalistisch gekennzeichnete Menschen werden über die Wissensproduktion und die Art und Weise der Repräsentation dieser Menschen als Gegenteil von Europäer:innen konstruiert. Maßgeblich dafür sind homogenisierende und vereinfachende Darstellung des Islam. Dieses im Kolonialismus hergestellte Herrschaftswissen diente, so Saids Argumentation, der Absicherung von Gewalt und Unterdrückung in den als Orient bezeichneten kolonisierten Gebieten. Dieses Wissen hat sich nach dem Ende der Kolonialherrschaft in europäische Gesellschaften eingeschrieben und wird immer wieder reproduziert. Es dient unter anderem dazu, Menschen aus dieser Region als Gefahr darzustellen. Mit den Analysen von Edward Said lässt sich auch heute noch ein Teil des antimuslimischen Rassismus in Europa erklären.

Edward Said analysiert in seinem Buch *Orientalism* also die Konstruktion der Menschen, die dem als Orient homogenisierten Gebiet zugeordnet werden, als Andere im Sinne von: anders als Europäer:innen. In Auseinandersetzungen mit dem Thema Rassismus wird der Begriff des *Othering* relevant. Über die Konstruktion der Anderen und die Abgrenzung von ihnen wird immer, darauf hat auch Said hingewiesen, das Eigene mit hergestellt. Verbunden ist damit eine Hierarchisierung des Eigenen über das andere. Der Begriff des *Othering* wird mit der Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak in Verbindung gebracht. Sie setzte sich mit einer feministischen Perspektive mit der machtvollen Praxis der Differenzierung und Veränderung von kolonialen Subjekten auseinander. Zu ihrer wissenschaftlichen Analyse gehört es, im Sinne der Dekonstruktion, gängige theoretische Denkweisen und Erkenntnisse „gegen den Strich zu lesen“ – wie sie es selbst nannte (für einen Überblick siehe Castro Varela / Dhawan 2015, S. 151 ff.). Spivak analysierte beispielsweise den 1847 erschienenen Roman „Jane Eyre“ von Emily Brontë, der zu den Klassikern der englischen Literatur zählt, unter anderem weil darin der Kampf einer jungen Frau im viktorianischen England um Selbstbestimmung erzählt wird. Dies wird zumindest in der hegemonialen Literaturkritik in dieser Weise gedeutet. Gayatri Spivak liest diesen Roman gegen den Strich. Sie schreibt in der von der Literaturkritik vernachlässigten Figur Bertha Mason, die als koloniales Subjekt eingeführt wird, zur Anderen konstruiert wird, der mitunter tierische Attribute zugeschrieben werden und der somit das Menschsein abgesprochen wird, eine wichtige Bedeutung zu. Bertha Mason, so Spivaks Argumentation, wird dramaturgisch eingeführt, damit Jane Eyre den Part der reinen Heldin übernehmen kann. Die Deutung ihrer Selbstbestimmung und Emanzipation erfolgt, so Spivaks Analyse, ohne das Einbeziehen der kolonisierten Frau, deren Emanzipation oder der Unmöglichkeit des sich emanzipieren Könnens überhaupt nicht mitgedacht wird. Aus Spivaks Analysen lässt sich somit

schließen, dass „eine weibliche Emanzipation der weißen europäischen Frau nur unter Auslassung der kolonisierten Frau möglich wird“ (Castro Varela/Dhawan 2015, S. 156). Gayatri Spivak nimmt in ihren Analysen oft Befreiungskämpfe oder widerständige Praktiken in den Blick – hier z. B. die weiße, europäische Emanzipationsbewegung – und denkt koloniale Herrschaftsverhältnisse systematisch mit hinein. Sie zeigt auf, wie diese sich quasi unbemerkt und selbstverständlich in das Welt- und Selbstverständnis einschreiben. Die Erfolgserzählung weiblicher Emanzipation in Europa wäre keine – oder sie wäre schmaler –, wenn kolonisierte Frauen und deren Realitäten und Unterdrückungsverhältnisse systematisch mit einbezogen würden. Spivak analysiert zudem einen Roman, der in den 1960er Jahren von Jean Rhys, einer in Dominica geborenen britischen Schriftstellerin, aus der Perspektive, der in Jane Eyre marginalisierten Figur Bertha Mason geschrieben ist. Darin wird die Handlungsmacht dieser Figur sichtbar, sie unterläuft die Unsichtbarkeit und Stimmlosigkeit der Figur in Brontës Roman. Spivak liest diese Geschichte als eine widerständige Gegenerzählung und schließt daraus, dass „die Stimmen der Kolonisierten vor einer imperialistischen Repräsentation“ bewahrt werden durch genau diese postkolonialen Erzählungen (Castro Varela/Dhawan 2015, S. 157). Spivak setzt ihren Analysefokus also nicht nur auf die Dynamik des Othering, der Veränderung und damit der Marginalisierung und Verwerfung, sondern auch auf die Frage, welche Praktiken von gegenhegemonialen Repräsentationen sich zeigen und wie diese Herrschaftswissen infrage stellen oder damit verwoben sind.

Rassismus und Kolonialismus sind eng miteinander verbunden. Die gewaltsame Unterdrückung und teilweise Auslöschung von Menschen in den kolonisierten Gebieten durch europäische Kolonialmächte wurden durch rassistische Praktiken der Differenzierung, Kulturalisierung, Abwertung und Essentialisierung legitimiert. Kolonialismus ist somit nicht nur ein System der Ausbeutung, sondern es entstanden auch rassistische Episteme, die bis heute fortwirken. Die im Kolonialismus zusammengetragenen kollektiven Wissensbestände entfalten ihre Macht auch in gegenwärtigen Gesellschaften. Die hier angerissenen theoretischen Analysen kolonialer Herrschaftsverhältnisse beinhalten somit auch grundlegende theoretische Analysen von Rassismus, die auf gegenwärtige rassistisch strukturierte Gesellschaften angewandt werden können. Interessant ist dabei, dass die Theoretiker:innen ihre Analysen auf europäische Denker:innen wie Marx, Foucault, Deleuze, Derrida oder Gramsci aufbauen, diese dann aber mit einer Kolonialismus-kritischen Perspektive befragen und weiterdenken.

2.3 „Rassismus ohne Rassen“ – Herrschaft der Kultur

Für die Auseinandersetzung in Europa werden zudem die Arbeiten von Étienne Balibar wichtig, der Rassismus mit der Entwicklung von Kapitalismus in Verbin-

dung bringt und die Verbindung von Rassismus und Migration in Europa analysiert. Relevant für diese Auseinandersetzung ist das von Étienne Balibar gemeinsam mit Immanuel Wallerstein verfasste Buch „Rasse, Klasse, Nation“ (Balibar/Wallerstein 2017). Balibar interessiert in seinen Ausführungen unter anderem die Frage, warum Rassismus weiterbesteht, auch wenn sich gesellschaftliche Verhältnisse grundlegend ändern. Auch nach dem Ende der Versklavung und nach dem Ende der Kolonialherrschaft besteht Rassismus weiter und verliert nicht seine gewaltförmige Wirkung. Rassismus existiert auch dann, so seine Beobachtung, wenn nicht mehr über Rassen gesprochen wird. In seinen Analysen interessiert er sich nicht unbedingt dafür, wie sich Rassismus äußert, vielmehr geht es ihm darum zu verstehen, wie Rassismus in seiner veränderten Form immer wieder hegemonial wird (Balibar 2017, S. 27). Balibar erkennt Immigration als einen zentralen Mechanismus für die Veränderung von Rassismus und macht dafür den global geteilten Raum relevant (ebd., S. 27 ff.). Nach dem Ende der Kolonialherrschaft ist die Welt nicht mehr unterteilt in kolonisierende und kolonisierte Regionen. Vielmehr existieren auf der Welt nur noch zumindest politisch unabhängige Staaten,¹ es existiert somit nur noch ein politischer Raum. Es entwickelt sich, so Balibars Argumentation, ein „Rassismus ohne Rassen“ (ebd., S. 28). Grenzziehungen zwischen Menschen finden über Kulturalisierungen statt. Es werden unüberwindbare kulturelle Distanzen konstruiert, sodass über die Kulturalisierung durchaus eine quasi-natürliche Differenz erzeugt wird. Verhalten wird in einer solchen differentialistischen Logik ethnisiert und damit ebenfalls naturalisiert. Soziale Konflikte können so zu Konflikten zwischen ethnischen Gruppen konstruiert werden, die nie gleichwertig sind, sodass Hierarchien entstehen.

Der Rassismus der kulturellen Differenzierung fließt in konkrete staatliche und institutionelle Praktiken ein, deren Ziel es ist, so Balibar, gesellschaftliche Hegemonien in gewisser Weise „rein“ zu halten. Dies drückt sich beispielweise dadurch aus, dass Migrant:innen aufgefordert werden, sich zu integrieren in eine Gesellschaft, in der sie schon längst leben, und diese Integration wird aus hegemonialer Perspektive für diese Menschen noch als Emanzipation oder Fortschritt bewertet (ebd., S. 33 f.). Woran kulturelle Unterschiede im differenzierenden Rassismus festgemacht werden, ist dabei flexibel. Dies kann Bildung sein, die Unterscheidung in europäisch oder nicht europäisch, westlich oder nicht-westlich oder auch christlich oder muslimisch. Auch wenn hinsichtlich der Konkretisierung der kulturalisierenden Differenzierung Flexibilität besteht, bleibt doch deren Grundmechanismus bestehen. Entsprechend lässt sich ausgehend von Balibars Überlegungen nicht mehr von Rassismus im Singular, sondern von Rassismen im Plural

1 Der Kolonialismus basierte auf der ökonomischen Ausbeutung der kolonisierten Gebiete. Auch nach der politischen Unabhängigkeit setzten ökonomische Abhängigkeiten und Ausbeutungsverhältnisse in veränderter Form fort. Die gegenwärtige globale ökonomische Weltordnung lässt sich nur mit der Geschichte des ausbeuterischen Kolonialismus verstehen.

sprechen (Bojadžijev 2015). Dieser Gedanke ist mittlerweile in einen Teil der kritischen Rassismusforschung eingeflossen, indem beispielsweise Anti-Schwarzer Rassismus, antimuslimischer Rassismus, Gadge-Rassismus, antiasiatischer Rassismus oder antislawischer Rassismus mit ihren jeweiligen Spezifika betrachtet werden.

Balibar entwickelt seine Theorie auf der Basis einer marxistisch informierten Kapitalismusanalyse. Er sieht, dass Rassismus ein zentraler Bestandteil einer solchen Analyse sein muss, da durch Rassismus und sein Fortbestehen Herrschaftsverhältnisse abgesichert werden.

Im deutschsprachigen Raum wird im Kontext von Rassismusanalysen der Begriff der Dominanzkultur/Dominanzgesellschaft von Birgit Rommelspacher breit rezipiert (Rommelspacher 1995). Deswegen soll an dieser Stelle auch darauf kurz eingegangen werden. Birgit Rommelspacher stellt für den europäischen Kontext Überordnung und Unterordnung als grundlegendes gesellschaftliches Ordnungsmuster fest. Dies prägte die gesamte Lebensweise. Entsprechend bezeichnet sie dies als Dominanzkultur (ebd., S. 22f.). Als Kultur fasst sie das „Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen“ (ebd., S. 22), die historisch gewachsen sind und alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringen, sich in soziale Interaktionen einschreiben und Lebensweisen, Einstellungen und Denkmuster prägen und die dazu führen, dass Über- und Unterordnung permanent reproduziert werden. Rommelspacher konzipiert Dominanz mehrdimensional. Zur Dominanz gehört das patriarchale Herrschaftssystem genauso wie die kapitalistische Produktionsweise oder kulturelle Hegemonie. Diese können miteinander im Widerspruch stehen. Als Beispiel hierfür nennt sie das ökonomische Interesse an der Leistungsfähigkeit von Frauen und das Festhalten am patriarchalen Geschlechterverhältnis. Entsprechend versteht Birgit Rommelspacher Dominanzkultur als ein „Geflecht verschiedener Machtdimensionen“ (ebd., S. 23), die in Wechselwirkung zueinanderstehen. Damit werden sie bisweilen verschleiert.

Rommelspacher verortet ihre Konzeptionalisierung in die Veränderung von Herrschaft durch Modernisierungsprozesse. Eine einfache Analyse und Identifikation von Herrscher:innen und Beherrschten ist in modernen Gesellschaften nicht mehr möglich. Herrschaft und Macht differenzieren sich aus und verlagern sich stärker in gesellschaftliche Instanzen und normative Orientierungen (ebd., S. 23). Damit wird Macht nicht mehr einfach verortbar, sondern sie wirkt in Institutionen, sozialen Praktiken, Denk- und Redeweisen. Rommelspachers Analysen sind inspiriert von dem Foucault'schen Begriff der Mikrophysik der Macht, die er vor allem in Normen sieht, die selbst machtvoll sind und immer wieder Macht hervorbringen. Entsprechend analysiert Rommelspacher mit diesem Verständnis von Macht, wie Über- und Unterordnung immer wieder neu hergestellt werden und diese Dominanzkultur damit aufrechterhalten wird. Es geht ihr also nicht

darum zu beschreiben, was als Dominanz wahrgenommen wird oder gelten kann, sondern wie dieses grundlegende Ordnungsprinzip bestehen bleibt.

Aus den Ausführungen wurde deutlich, dass alle Theorien Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis beschreiben. Rassismus ist also nicht bloß eine Einstellung, diskriminierendes Verhalten oder Diskriminierung. Rassismus ist ein historisch gewachsenes Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnis, das in gesellschaftlichen Diskursen, in Institutionen, in Lebens- und Denkweisen und in sozialen Interaktionen zum Ausdruck kommt. Rassismus durchzieht also alle gesellschaftlichen Bereiche. Rassismus zeichnet sich durch historische Flexibilität aus, bleibt aber als grundsätzliches Herrschaftsverhältnis bestehen.

2.4 Rassismus und Weißsein

Rassismustheorien legen den Fokus – wie gerade dargestellt – auf die gesellschaftliche Herstellung von rassistisch markierten Subjekten und auf die Reproduktion dieser Herrschaftsverhältnisse. Seit den 1990er Jahren entwickelte sich eine Forschungsrichtung, die den Fokus auf *Weißsein* als soziale Kategorie lenkte. Die Rassismusforschung hatte gezeigt, dass *Weißsein* als unmarkierte Norm gilt, da es nicht benannt werden muss. Ausgehend davon entwickelte sich eine Forschungsrichtung, die die Konstruktion von *Weißsein* und die damit verbundenen strukturellen Privilegien in den Fokus nahm. Diese transdisziplinäre Forschungsrichtung wird in den USA als Critical Whiteness bezeichnet, in Deutschland wird für sie der Begriff der Kritischen Weißseinsforschung verwendet (Eggers et al. 2005). Forschungen zu *Weißsein* bzw. zu *weißen* Privilegien beleuchten damit nicht nur strukturelle Auswirkungen von Rassismus auf die davon unmittelbar Betroffenen. Sie ergänzen Rassismusforschung um die Seite derer, die von Rassismus profitieren. Die soziale Kategorie *weiß* wird daher nicht als Identitätskategorie verstanden, sondern als Teil von Rassismus als Herrschaftsform, und sie wird nicht für sich betrachtet, sondern in Relation zu den rassistisch markierten Anderen gesehen (Arndt 2017).

Der bereits eingeführte und von Stuart Hall für den Kontext Rassismus geprägte Begriff der Repräsentation wird auch in der kritischen Weißseinsforschung angewendet. Die US-amerikanische Autorin und Nobelpreisträgerin Toni Morrison zeigte beispielsweise auf, wie weiße Autor:innen in ihren Romanen Schwarze Figuren einführten, um ihre eigene Reinheit, Selbstbestimmung und Emanzipation darzustellen. Damit schließt sie an die Analysen von Spivak an, auf die wir bereits eingegangen sind. Es liegen einige Forschungen zu Repräsentationen von Schwarzen und weißen Figuren in Romanen, Filmen und sozialen Medien vor, die darauf hinweisen, dass für ein Verständnis der machtvollen Dynamik von Rassismus nicht nur das rassistische Othering eine Rolle spielt,

sondern auch die damit verbundene Erhöhung der jeweils weißen Figur (für einen Überblick siehe: Sorce 2021).

Ein weiterer Aspekt der kritischen Weißseinsforschung ist der Umgang mit Rassismuskritik. Robin DiAngelo (2018) prägte dafür den Begriff der *white fragility*. Gemeint sind damit die unterschiedlichen Abwehrmechanismen weißprivilegierter Personen, wenn ihnen rassistisches Verhalten attestiert wird. DiAngelo analysiert diese Abwehr, die sich in Schweigen, Negierung, Wut, Tränen oder Ähnlichem ausdrückt, als einen Mechanismus, um die eigene Unsicherheit und die eigene Verletzlichkeit zu externalisieren. Das weiße Subjekt strebt danach, im Gleichgewicht und damit in einer machtvollen – weil zumindest handlungsmächtigen – Position zu sein und zu bleiben. Damit wird Rassismus schwer bis nicht thematisierbar, weil die Abwehrmechanismen mitunter dazu führen, dass die weißen Personen im Mittelpunkt des Interesses stehen. Letztendlich führt dies zu einer Verfestigung und Reproduktion rassistischer Verhältnisse.

Die Kritische Weißseinsforschung bzw. *Critical Whiteness* stand gerade im deutschen Kontext immer wieder in der Kritik. In Deutschland wurde der analytische Fokus auf die soziale Kategorie weiß bisweilen missinterpretiert und weiß als Identitätskategorie verstanden. Dies führte zu zum Teil unerfreulichen Diskussionen darüber, was weiße Personen dürfen oder nicht dürfen. Letztendlich geht es mit einer Perspektive der Kritischen Weißseinsforschung jedoch zunächst vor allem darum, Rassismusforschung um diesen Aspekt des Weißseins zu ergänzen und damit eine kritische Perspektive auf Weißsein zu ermöglichen (ausführlicher: Küppers i. d. B.).

2.5 Rassismus und Antisemitismus

Für die Auseinandersetzung mit Rassismus wird immer wieder die Frage relevant, ob Antisemitismus eine Form von Rassismus ist. Dazu existiert eine Vielzahl an wissenschaftlichen Texten. Und nach dem 7. Oktober 2023, dem terroristischen Überfall der Hamas auf Israel und dem anschließenden Krieg der israelischen Regierung im Gaza-Streifen ist gerade in Deutschland eine Diskussion nach dem Verhältnis von Antisemitismus, Rassismus und spezifisch antimuslimischem Rassismus entbrannt.

Gerade die rassistische Verfolgung und Vernichtung von Jüdinnen:Juden während des Nationalsozialismus legt die Überlegungen nahe, Antisemitismus als einen Bestandteil von Rassismus zu sehen. Micha Brumlik stellt fest: Rassismus fungierte historisch vor allem als Ideologie, um nicht-weiße Menschen zu unterdrücken, zu versklaven oder zu töten. Der Vernichtungswille im Kolonialrassismus könne als Vorläufer der industriellen Vernichtung von Jüdinnen:Juden im 20. Jahrhundert gesehen werden. Der moderne Antisemitismus, der sich historisch aus dem Antijudaismus entwickelte, hätte jedoch die rassistische Kompo-

nente nicht ausprägen können, ohne den „zweitausend Jahre währenden Vorlauf des christlichen Antijudaismus“ (Brumlik 2022, S. 87).

Neben der rassistischen und vernichtenden Komponente im Antisemitismus, beinhaltet dieser jedoch immer auch eine Überhöhung von Jüdinnen:Juden. Ihnen wird die Macht zugeschrieben, Weltverschwörungen in die Wege zu leiten oder ihnen wird ein Reichtum zugeschrieben, der sie in die Lage versetzt, die Welt zu regieren. Diese Gleichzeitigkeit von Abwertung bis hin zur Entmenschlichung und die Überhöhung bis hin zur Zuschreibung totaler Macht ist sehr spezifisch für Antisemitismus (Rensmann 2025, S. 43 ff.). Dies unterscheidet Antisemitismus fundamental von Rassismus, sodass es analytisch falsch wäre, Antisemitismus als Form des Rassismus zu reduzieren.

Antisemitismus und Rassismus sind also nicht gleichzusetzen, allerdings gibt es doch hinsichtlich der Abwertung in Verbindung mit dem Bezug zu Religion Ähnlichkeiten mit gegenwärtigem antimuslimischem Rassismus. Gerade in der polarisierten Auseinandersetzung nach dem 7. Oktober 2023, in der scheinbar nur noch entweder Rassismus oder Antisemitismus gedacht werden kann, und bisweilen gerade aus dominanzgesellschaftlicher Perspektive Antisemitismus allen voran bei muslimisch gelesenen Personen verortet wird, erscheint die Frage nach den Verbindungen von Antisemitismus und anti-muslimischem Rassismus interessant. Yasemin Shooman (2022) arbeitet heraus, wie eng beides zur Absicherung christlich-weißer Herrschaft verbunden ist. Am Beispiel Georg Soros weist sie nach, wie ihm eine Weltverschwörung zugeschrieben wird, indem er Europa islamisiere. Oder sie zeigt an der Debatte um Beschneidung eine kulturalisierende Differenzierung und Distanzierung der christlichen Dominanzgesellschaft vom Islam und dem Judentum.

Antisemitismus steht also in enger Verbindung mit Rassismus, lässt sich jedoch aufgrund seiner historischen Entwicklung und seiner Spezifik nicht darunter subsumieren.

Antisemitismus ist eng und komplex mit Antijudaismus und Antizionismus verwoben. Gerade seit der Staatsgründung Israels ist auch der israelbezogene Antisemitismus ein weit verbreitetes Phänomen. Israelbezogener Antisemitismus ist mitunter nicht leicht zu erkennen und gerade das macht ihn so gefährlich (siehe dazu Sagebiel/Stecklina i. d. B.). Nach dem 7. Oktober 2023 zeigt sich dabei eine neue Dimension der Polarisierung und der Gleichsetzung von Jüdinnen:Juden mit Israel – egal, wo sie leben. Jüdinnen:Juden werden, allein weil sie sich als solche identifizieren, auf die Politik der israelischen Regierung angesprochen und mehr oder weniger direkt damit in Verbindung gebracht oder gar dafür verantwortlich gemacht. Dies ist – daran besteht kein Zweifel – Antisemitismus. Gleichzeitig lässt sich immer wieder feststellen, dass gerade in Deutschland Kritik an der israelischen Regierung schnell als Antisemitismus eingeordnet wird bzw. Menschen sich nicht mehr trauen, die israelische Regierung zu kritisieren. Israel ist ein international anerkannter Staat mit einer gewählten Regierung, die

genauso mit politischen Argumenten kritisiert werden kann, wie jede andere Regierung auch. Es ist dabei jedoch immer wieder zu hinterfragen, warum es so wichtig erscheint, sich in diesem Konflikt zu positionieren. Geht es wirklich ernsthaft darum, sich mit der politischen Situation vor Ort und ihrer Komplexität auseinanderzusetzen? Liegt der eigenen Positionierung eine politische Analyse zugrunde, die auch die Widersprüche in Israel mitberücksichtigt und dabei z. B. auch die Widerstände und Kämpfe für die Rettung der Demokratie von einem Teil der israelischen Zivilgesellschaft mit in den Blick nimmt? Oder liegt der Kritik vielleicht doch das antisemitische Bild der übermächtigen Jüdinnen:Juden zugrunde?

3. Soziale Arbeit

Stellte das vorherige Kapitel verschiedene Zugänge zu Rassismus vor, so liegt der Fokus dieses Abschnitts auf der Sozialen Arbeit. Antworten auf die Frage, was Soziale Arbeit ist, geben die Theorien der Sozialen Arbeit. Die einschlägigen Theorien und die von ihnen formulierten Antworten waren und sind in Geschichte und Gegenwart durchaus unterschiedlich und kontrovers (vgl. Hammerschmidt/Stecklina 2023; Hammerschmidt/Aner 2022). Hier soll zunächst die Definition Sozialer Arbeit der „International Federation of Social Workers“ (IFSW) und anschließend eine Theorie der Sozialen Arbeit aus dem deutschsprachigen Raum vorgestellt werden; jene, die der IFSW-Definition am meisten entspricht.

Die IFSW bestimmt Soziale Arbeit folgendermaßen:

„Soziale Arbeit fördert als praxisorientierte (1) Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung (2) von Menschen. Die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die Menschenrechte, die gemeinsame Verantwortung und die Achtung der Vielfalt (3) bilden die Grundlage der Sozialen Arbeit. Dabei stützt sie sich auf Theorien der Sozialen Arbeit (4), der Human- und Sozialwissenschaften und auf indigenes Wissen (5). Soziale Arbeit befähigt und ermutigt Menschen so, dass sie die Herausforderungen des Lebens bewältigen und das Wohlergehen verbessern, dabei bindet sie Strukturen ein (6)“.²

2 Hier in der Übersetzung des „Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit e. V.“ (DBSH) von 2016 mit sechs erläuternden Fußnoten (DBSH 2016). Die Fußnoten wurden von Vf. an zwei Stellen (kenntlich gemacht durch eckige Klammern) gekürzt. (1) Im deutschen Verständnis als handlungsorientierte Profession. (2) Der in der Global Definition genannte Begriff liberation, der in der deutschen Sprache als „Befreiung“ übersetzt wird, wird in der deutschen Fassung im übertragenen Sinn als „Selbstbestimmung von Menschen“ nach Einigung mit dem Fachbeiratsstag übersetzt. (3) Der Begriff der Vielfalt umfasst auch Heterogenität. (4) Was auch em-